

UNI-gespräche

A close-up portrait of Hans-Ulrich Wehler, an elderly man with white hair, wearing a dark suit, white shirt, and a purple striped tie. He is looking slightly to the right of the camera with a serious expression. The background is blurred, showing other people in a social setting.

**Reden zur akademischen
Feier des 80. Geburtstages
von Hans-Ulrich Wehler**

Bielefeld, Mai 2012

BIELEFELDER UNIVERSITÄTSGESPRÄCHE UND VORTRÄGE 13

Reden zur akademischen Feier des 80. Geburtstages von Hans-Ulrich Wehler

Bielefeld, 16. Mai 2012



INHALT

- **VORBEMERKUNG**
- **PROF. DR. ING. GERHARD SAGERER, Rektor der Universität Bielefeld** 07
Grußwort
- **PROF. DR. ANGELIKA EPPLE, Dekanin der Fakultät für
Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie** 13
Grußwort
- **PROF. DR. MANFRED HETTLING, Martin-Luther-Universität Halle** 19
Geschichte lernen auf S 3. Vom Nutzen und Nachteil eines
geschichtswissenschaftlichen Studiums in Bielefeld
- **DR. VITO GIRONDA, Universität Bielefeld** 29
Von Bologna nach Bielefeld. Persönliche Reminiszenzen
- **PROF. EM. DR. PETER LUNDGREEN, Göttingen** 35
„Leistung aus Leidenschaft“ – ein Modus informeller Dominanz.
H.-U. Wehler und 25 Jahre Bielefelder Fakultätspolitik
- **PATRICK BAHNERS, Frankfurter Allgemeine Zeitung** 41
Laudatio
Ungedruckte historiographische Quellen zur Frühgeschichte der Bielefelder
Schule, zum achtzigsten Geburtstag von Hans-Ulrich Wehler
zusammengestellt
- **VITA** 50

■ VORBEMERKUNG

Am 16. Mai 2012 fand in der Zentralen Halle der Universität Bielefeld eine akademische Feier zu Ehren von Hans-Ulrich Wehler aus Anlass seines 80. Geburtstages mit zahlreichen geladenen Gästen statt. Die ursprünglich für den Oktober 2011 angesetzte Veranstaltung musste wegen einer schweren Erkrankung des Jubilars verschoben werden. Das Rektorat, die Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie sowie alle, die Hans-Ulrich Wehler verbunden sind, waren erleichtert und froh, dass die Feier mit dem wieder genesenen Ehrengast nachgeholt werden konnte, nüchtern und stilvoll, doch ohne jede steife Festlichkeit, die weder zu Hans-Ulrich Wehler noch zur Universität Bielefeld gepasst hätten.

Rektorat und Fakultät haben sich im Einvernehmen mit dem Jubilar entschlossen, kein wissenschaftliches Kolloquium im üblichen Sinn auszurichten, sondern die unverwechselbare Persönlichkeit Wehlers und seine ungebrochene Verbundenheit mit der Universität Bielefeld, die zugleich ihren Ehrensenator ehrt, in den Mittelpunkt zu stellen und zu würdigen. Zugleich bringen sie damit zum Ausdruck, dass gerade die immer noch junge Universität Bielefeld und das Fach Geschichtswissenschaft hier, die im fünften Jahrzehnt ihres Bestehens beide in mehrfacher Hinsicht im Umbruch stecken, der herausfordernden und anspornenden Erinnerung an ihre formative Phase bedürfen. Dass der monumentalische Grundtenor, wie er einer solchen Veranstaltung gleichsam strukturell zu eigen ist, immer wieder durch kritische Zwischentöne aufgebrochen wurde, dürfte ganz im Sinne Hans-Ulrich Wehlers gewesen sein.

Uwe Walter

PROF. DR.-ING. GERHARD SAGERER

Rektor der Universität Bielefeld

Grußwort



Rektor Prof. Dr. –Ing. Gerhard Sagerer

Grußwort

Lieber Herr Wehler, meine sehr geehrten Damen und Herren,

eigentlich war diese Feier schon zeitnah zu Ihrem 80. Geburtstag geplant, musste dann aber aus Krankheitsgründen verschoben werden. Wir freuen uns sehr, dass Sie lieber Herr Wehler, sich inzwischen wieder sehr gut erholt haben und wir die Veranstaltung heute nachholen können! Dazu möchte ich Sie alle sehr herzlich begrüßen – Angehörige, Freunde, Kolleginnen und Kollegen, Schüler und alle, die sich auf irgendeine Weise Herrn Wehler verbunden fühlen.

Ganz besonders freut es mich, dass eine Reihe prominenter auswärtiger Kollegen und Weggefährten gekommen sind. Sie haben als Generationskollegen von Herrn Wehler ebenfalls bedeutenden Anteil am Aufbau einer modernen, international konkurrenzfähigen Geschichtswissenschaft in Deutschland.

Auch wenn es schon einige Monate her ist: Ich möchte Ihnen, Herr Wehler, selbstverständlich auch in diesem Rahmen im Namen der Universität noch einmal nachträglich sehr herzlich zum 80. Geburtstag gratulieren.

Aus gegebenem Anlass steht dabei der Wunsch nach Gesundheit im Vordergrund. Damit steht dann alles in Verbindung, was man bei so einem Anlass auch noch wünscht: Lebensfreude und Schaffenskraft und – bei Wissenschaftlern auch in höherem Alter durchaus immer noch nicht selbstverständlich – auch genügend Zeit, sich einfach nur mal zu entspannen.

Von Ihren wissenschaftlichen Leistungen wird gleich noch ausführlich die Rede sein, und ich werde mich da nicht wirklich einmischen. Es gibt aber selbstverständlich Aspekte Ihres Wirkens, die weit über die engeren Grenzen der scientific community hinausgehen.

Erlauben Sie mir dazu noch ein paar Bemerkungen. Aus Sicht der Institution Universität Bielefeld ist da natürlich die Tatsache, dass es Ihnen und Kollegen wie Reinhart Koselleck und Jürgen Kocka innerhalb kürzester Zeit gelungen ist, die Bielefelder Geschichtswissenschaft zu einem weltweit bekannten Markenzeichen der Universität zu machen. Neben Ihrer enormen eigenen Produktivität in der Forschung und als großer Modernisierer der Geschichtswissenschaft haben Sie auch erhebliche organisatorische Produktivität für Ihre Fakultät bewiesen.

Mit Energie und Durchsetzungsvermögen haben Sie beispielsweise als erster Dekan (und auch später) sorgfältig darauf hingearbeitet, dass bei der Besetzung der Professuren auf hohes theoretisches Niveau geachtet wurde – und zwar flächendeckend und nicht nur in der Neuen Geschichte. Mit all dem haben Sie erheblichen Anteil daran, dass sich die Universität auch als Ganzes schnell in der Welt der Wissenschaft etablieren und auch neben großen Traditionsuniversitäten behaupten konnte. Erfreulicherweise hat sich unsere Geschichtswissenschaft auch nach Ihrem Ausscheiden weiter profilieren können.

Ich erinnere nur an den Sonderforschungsbereich „Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte“ und an die Exzellenzinitiative mit der Bielefeld Graduate School in History

and Sociology“. Diese Erfolge sind ohne die Grundlagen, die die Gründergeneration seinerzeit gelegt hat, wahrscheinlich schwer vorstellbar.

Trotz attraktivster Angebote sind Sie, Herr Wehler, erstaunlich bodenständig geblieben. Mit Ausnahme von Gastprofessuren hat es Sie immer in Bielefeld gehalten.

Diese Universität fasst das als Kompliment auf, weil ihr ein großer Wissenschaftler damit signalisiert, sie habe das für ihn erforderliche Maß an Arbeitsmöglichkeiten und auch an Internationalität gewährleistet. Sie fasst das aber auch als großen Akt der Solidarität auf. Die Universität lässt sich von internationaler Konkurrenz zwar nicht einschüchtern – den enormen Ressourcen, die die global players wie die großen amerikanischen Universitäten zu bieten haben, hätte sie aber letztlich wohl nicht sehr viel entgegenzusetzen gehabt.

Ein weiterer Aspekt, den ich hier kurz anreißen möchte, ist Ihre öffentliche Wirksamkeit. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass heute gerade ein Publizist die Laudatio auf Sie hält. Sie haben sich seinerzeit ganz bewusst dafür entschieden, als Wissenschaftler auch in aktuellen politischen Debatten Position zu beziehen. Das geschah mit Blick auf das Versagen der deutschen Wissenschaft unmittelbar vor und während der NS-Zeit. Daher war Ihre eigene Devise seit langem (Original-Ton!): „Lieber einmal zuviel die Klappe auf tun, als einmal zuwenig.“

Ihr ganz persönlicher Bezugspunkt für dieses Verständnis des Wissenschaftlers in der Gesellschaft sind die letzten Kriegsjahre mit ihren grauenhaften Erlebnissen – „die Grunderfahrung, von der ich nicht loskommen kann und will“, wie Sie einmal in einem Interview formulierten.

Ihr Habitus ist der des kämpferisch-aufklärerischen Demokraten, der seine Position ironisch-scharfzüngig zuspitzen und zugleich auch im spontanen Gespräch druckreif formulieren kann.

Das hat Sie zum beliebten, aber auch gefürchteten Diskussions- und Interviewpartner werden lassen. Wer einmal Opfer Ihrer rhetorisch brillanten Polemik geworden ist, vergisst das sicher nicht so schnell. Man kann Ihnen vielleicht manches vorwerfen, als letztes aber, Ihre Debattenbeiträge seien langweilig. Sie zwingen einen immer auf anregende, oft auch provozierende Weise dazu, Stellung zu beziehen.

Besonders deutlich wurde das in den 80er Jahren, als Sie sich leidenschaftlich im öffentlich ausgetragenen so genannten Historikerstreit engagierten.

Mit Vehemenz wehrten Sie sich damals gegen Versuche, die NS-Verbrechen in ihrer Einzigartigkeit zu relativieren oder gar die Shoah als Präventivreaktion auf die bolschewistische Bedrohung zu verstehen. Dieser Historikerstreit rührte nicht nur für Sie an die moralischen Grundlagen und das Selbstverständnis der Bundesrepublik.

Von der Wirksamkeit und Alternativlosigkeit aufklärerisch-rationaler Argumentation überzeugt haben Sie gegen Kritik jeglicher Provenienz das westliche Wertesystem vertreten, einen sozialstaatlich gezähmten Kapitalismus eingeschlossen.

Gegenüber den USA haben Sie immer wieder Sympathie bekundet, gerade in Zeiten, als das besonders an Universitäten nicht unbedingt zum common sense gehörte. In anderen Bereichen des politischen Spektrums löste nicht zuletzt Ihre grundlegende Kritik des Nationalismus nicht unbedingt Freude aus. Zentral war dabei die schwer bestreitbare These, das Ideal des ethnisch reinen Nationalstaats sei die ideologische Grundlage für vielfachen Völkermord im 20. Jahrhundert gewesen.



Großes Aufsehen lösten Sie 2002 aus, als Sie sich nachdrücklich gegen einen Beitritt der Türkei zur EU aussprachen. Das geschah übrigens nicht zuletzt in einer dann auch noch mit einem Rednerpreis ausgezeichneten Ansprache zum Jahresempfang der Universität. Damals beurteilten Sie zugleich die muslimische Religion sehr skeptisch hinsichtlich ihrer Kompatibilität mit der westlichen Gesellschaft. Denjenigen, die das anders sahen, warfen Sie angesichts der von Ihnen konstatierten Rückständigkeit der Türkei auf fast allen gesellschaftlichen Feldern und des aggressiven Charakters des Islam naives Gutmenschtum vor.

Die Kontroverse dauert immer noch an, beweist aber einmal mehr Ihre absolute Unabhängigkeit im Urteil – und dass Sie, gegen alle laue Bequemlichkeit, nichts anderem als Ihren eigenen Überzeugungen verpflichtet sind.

Auch Ihr Opus magnum, die „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ ist darauf ausgelegt, zugleich das Publikum jenseits der scientific community zu erreichen. Selten hat wohl ein so anspruchsvoller und umfassender Grundriss so viel öffentliche Aufmerksamkeit erfahren wie gerade die beiden letzten Bände, die das 20. Jahrhundert behandeln.

Dieses große Werk aber als so etwas wie ein Vermächtnis zu bezeichnen, wäre sicher unangemessen. Nach der Genesung traut man Ihnen wieder eine Menge zu. Und außerdem: Zu Ihren Erfolgen zählt ja nicht nur eine gewaltige Menge von Publikationen, von denen viele Standardwerke sind, sondern auch herausragende Leistungen als Leichtathlet und als Handballer beim VfL Gummersbach – auch daraus lassen sich doch wohl Rückschlüsse auf Ihre grundsätzliche Fitness ziehen.

Dafür, dass Sie Ihre herausragenden wissenschaftlichen Fähigkeiten und Ihr großes Renommee in sehr weitgehendem Maße in den Dienst der Universität Bielefeld gestellt haben, wurde Ihnen 2004 die Ehrensatorwürde verliehen. Das konnte nur ein kleiner symbolischer Dank sein. Die Universität Bielefeld hat sich nie durch übertriebenen Hang zum Zeremoniellen ausgezeichnet. Muff kann sich bei uns schon deshalb nicht unter den Talaren ansammeln, weil es hier keine Talare oder andere Insignien akademischer Hierarchien gibt, wie z.B. eine Amtskette des Rektors.

Ich kann mir vorstellen, dass dieser Verzicht auf traditionellen Ballast einen Teil des Charmes ausmachte, der Sie seinerzeit nach Bielefeld lockte, denn damit war auch Platz für neue, unkonventionelle wissenschaftliche Ideen und Ansätze. Diese Feier steht einmal mehr in der nüchternen Tradition der Universität Bielefeld, und sie passt hoffentlich zu der nicht ganz unironischen Lockerheit, die wir aus vielen Situationen von Ihnen selbst kennen. 2004 hatten Sie darum gebeten, bei der Ehrensatorfeier auf ein Streichquartett zu verzichten, was wir seinerzeit gerne getan haben, und wir haben uns auch heute wieder daran gehalten.

So schlicht auch die heutige Veranstaltung gestaltet ist, so herzlich ist der Dank gemeint, der damit einmal mehr an Sie abgestattet werden soll!

Lieber Herr Wehler, meine sehr geehrten Damen und Herren, ich breche hier ab. Gleich werden fachlich ungleich Kompetentere zu Wort kommen – natürlich auch aus der ganz persönlichen Sicht von Weggefährten. Ich wünsche Ihnen allen dazu viel Freude und noch einen entspannten Abend in der Universität Bielefeld!

PROF. DR. ANGELIKA EPPLE

Dekanin der Fakultät für Geschichtswissenschaft,
Philosophie und Theologie

Grußwort



Angelika Epple

Grußwort

Lieber Herr Wehler, sehr geehrter Herr Rektor, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Mein Vorredner hätte es nicht besser sagen können: Dass wir heute Ihren 80-jährigen Geburtstag nachfeiern, dass Familienangehörige – ich begrüße insbesondere Sie, Frau Wehler – dass Freunde, Weggefährten, Kolleginnen und Kollegen heute hier zu Ihren Ehren versammelt sind, ist tatsächlich eine große Freude. Sie haben sich erholt und Sie sind auch, wie Sie mir neulich im kurzen Flurgespräch mitteilten, selbst wieder am Schreiben. Zu Ihrem Jubiläum und Ihrer Genesung möchte ich Ihnen herzlich gratulieren!

Bei Herrn Walter, der noch im WS Dekan unserer Fakultät war, möchte ich mich an dieser Stelle herzlich für die Organisation der Veranstaltung bedanken, insbesondere dafür, dass er Peter Lundgreen, Manfred Hettling, Vito Gironda als „Zeitzeugen“ und Herrn Bahners als Festredner und Laudator gewinnen konnte. Sie alle heiße ich hier – auch im Namen unserer Fakultät – herzlich willkommen.

Nun stehe heute also ich hier und spreche als Dekanin die Grußworte für Sie, Herr Wehler. Und ich mache das ausgesprochen gerne. Das ist vielleicht nicht ganz selbstverständlich, denn die meisten, die heute hier anwesend sind, wissen, dass uns, Herr Wehler, eine zwar immer nur sehr punktuelle, aber dafür umso intensivere und gelinde gesagt, konfliktive Beziehung miteinander verbindet. Gäbe es nicht andere, weitaus geeignetere Personen, die hier statt meiner sprechen könnten?

Konflikte, Spannungen, Schwierigkeiten haben üblicher Weise in einer Festrede keinen Platz. Üblicherweise geht es in diesem Genre um eine aalglatte Aufzählung von Lebensstationen: geboren im siegerländischen Freudenberg, aufgewachsen in Gummersbach, Studium der Geschichte, Soziologie, Ökonomie an den Universitäten Köln, Bonn, Ohio. Promotion und anschließende Assistentenzeit in Köln, Ruf an die FU-Berlin auf eine Professur für amerikanische Geschichte und schließlich ab 1971 bis 1996 Professor für „Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts“ hier in Bielefeld, Gastprofessor in Harvard, Princeton, Stanford, Yale, zahlreiche Ehrendoktorwürden, über 30 Monografien, noch mehr Herausgeberschaften und die Aufsätze, Artikel, Buchbeiträge, Essays habe ich nicht zählen können, sonst hätte ich heute doch noch die Rede verpasst. Kurz wir haben es in diesem Fall mit einem durch und durch ungewöhnlichen Historiker zu tun. Im Sport oder der Musik würde man von einem „Ausnahmetalent“ sprechen, und das trifft in diesem Fall auch auf den Wissenschaftler zu.

So liegt es in der Person des zu Ehrenden begründet, dass routinisierte Grußworte, leere Floskeln oder rein äußerliche Lobeshymnen sich ganz von selbst verbieten. Im Mittelpunkt stehen heute Ihr beeindruckendes Lebenswerk und Ihre außergewöhnliche wissenschaftliche Leistung, Herr Wehler, die weit über die Geschichtswissenschaft hinaus, weite Kreise der Gesellschaft erreicht haben. Und damit geht es heute auch um die Frage, ob es etwas gibt, das das Wehler'sche Oeuvre zusammenhält?

Es bedarf keiner hermeneutischen Hochbegabung, um zu behaupten, Lebenswerk und wissenschaftliche Leistung sind aus Konflikt entstanden und haben vom perpetuierten Konflikt gelebt. Und insofern bin ich vielleicht doch eine durchaus geeignete Festrednerin. Konflikt – das gilt bereits für den Beginn Ihrer Karriere. Sie berichten vom „Crash“, als Sie noch vor der Promotion von der Uni entfernt werden sollten. Der Konflikt setzte sich fort, als es um die Drucklegung der Dissertation ging. Und wenn man Ihre Interviews liest, in denen Sie sich über Ihren Werdegang äußern, dann wird schnell klar, dass diese Auseinandersetzungen für Sie selbst mehr waren als Konflikt. Es war Kampf. Über die Promotionszeit in Köln schreiben Sie: „Ich hatte nie das Gefühl, dass ich da gefeuert würde oder nicht die Rückendeckung kriegte, die man als Anfänger braucht.“ Die metaphorische Sprache enthüllt, um was es in Köln ging: um Feuern und Rückendeckung.

Aber auch als Ihre Karriere an Fahrt aufnahm, waren die Auseinandersetzungen, die von der Gegenseite häufig mit schlechten, außerwissenschaftlichen Argumenten geführt wurde, für Sie ein Kampf. Im Habilitationskolloquium, das erst stattfinden konnte, nachdem Sie den „amerikanischen Imperialismus“ zurückgezogen und stattdessen „Bismarck und der Imperialismus“ eingereicht hatten, und das – wohl um Sie weiter zu drangsalieren – erst stattfinden durfte, nachdem Sie mehrmals die vorgeschlagenen Vortragstitel geändert hatten, behandelte folgerichtig ein Kampftema: „Clausewitz und Ludendorff: Vom absoluten zum totalen Krieg“. Nach einer Kampfabstimmung bestanden Sie das Kolloquium mit 44 zu 42 Stimmen. Sie haben diesen Motor Ihres Schaffens in einem veröffentlichten Gespräch mit Ihren Schülern auf die eingängige Formel gebracht, die zugleich dem Buch den Titel gab: „eine lebhaftige Kampfsituation“.

Dieses „agonale Prinzip“, wie Sie es nennen, prägte auch die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen der kommenden Jahre. Sei es im Historikerstreit, sei es in der Auseinandersetzung um die Geschlechtergeschichte oder um die neuen methodischen und theoretischen Herausforderungen, die von Alltags- und Mikrohistorikern formuliert wurden, oder um die Ansätze der transnationalen Geschichte, stets ging es, um Sieg und Niederlage, um Für oder Gegen. Übergänge, Zwischenlösungen, Integration, Grautöne – sie gehören sicherlich nicht zu Ihren analytischen Vorlieben. Stattdessen bietet Wehler seinen Leserinnen und Lesern eine beeindruckende Systematik der Argumentation, die Klarheit verspricht und schafft.

Liest man einige von Wehlers umstrittenen Grundsatzpapieren mit historischer und innerlicher Distanz heute erneut, sind sie in ihrer Zuspitzung und Überzeichnung der gegnerischen Position durchaus witzig angelegt und sprachlich originell: Die Alltagsgeschichte z.B. kritisierte Wehler in einem Aufsatz 1987 in zehn Punkten, gefolgt von zehn Punkten, in denen er – mehr nolens als volens – deren eventuellen Potentiale auflistete. Wer jetzt mit einer abschließenden dialektischen Synthese der Vor- und Nachteile rechnet, hat sich geschnitten. Den Aufsatz beendet er mit zehn neuen, noch grundlegenden und letztlich vernichtenden Einwänden gegen die Alltagsgeschichte, die in den Sätzen gipfeln:

„Wenn das Erbe der gewaltigen historischen Leistung der okzidentalischen Modernisierung und Rationalisierung gegen den biederen Hirsebrei der



Alltagsgeschichte 'von innen' und 'von unten' und der sie tragenden Ideologien verkauft werden soll, ist das intellektuell die naive Zumutung eines Verzichts auf manche bewährten Rationalitätsstandards, politisch aber ist es in der gegenwärtigen Situation ein billiger Defätismus gegenüber den längst nicht überholten Errungenschaften des eigenen Kulturkreises. [...] Bei der Klärung all dieser Probleme kann die Idealisierung von gefühlsstarken 'Barfußhistorikern' in ihren alternativkulturellen, 'linkspluralistischen' Werkstätten keinen Millimeter weiterhelfen."

Das ist „Wehler at its best“. In zahlreichen Nachkolloquiums-Kneipenrunden unter Gelächter und/oder wohligerem Schauern zitiert, wurde ein solcher 0-Ton in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen selten übertroffen und hat auch heute noch großen Unterhaltungswert.

So sehr mich das Paradigma des Kampfes mit seinen männlich-dominierten Ritualen und Sprachspielen befremdet, so sehr ich biographisch, generationell und von meiner wissenschaftlichen Sozialisation her anders geprägt bin und so sehr ich andere Zugänge zur akademischen Auseinandersetzung favorisiere, so sehr muss ich doch anerkennen, dass in Ihrem vehementen Kampf für die richtige Position auch eine echte Sorge mitschwingt, wie es unserem Fach und unserer Gesellschaft in Zukunft ergeht mag. Vor diesem Hintergrund deute ich auch Ihre öffentlichen Interventionen, die häufig über das Ziel hinausschossen, aber auch häufig den Nagel exakt auf den Kopf getroffen haben. Sie haben sich niemals einschüchtern lassen, Sie haben nicht weggeschaut, sind nicht auf Tauchstation gegangen, Sie haben sich eingemischt, sei es auf lokaler, regionaler oder auch überregionaler Ebene. Sicherlich teile ich nicht das Ideal „viel Feind, viel Ehr“, aber ich teile das Ideal der Intellektuellen, die zu ihrer Meinung stehen – und sei sie noch so unbequem.

Für die Universität und unsere Abteilung, aber auch für unser Fach im Allgemeinen haben Sie und Ihre Bielefelder Weggefährten, die wie Jürgen Kocka teilweise heute hier versammelt sind, enorm viel getan. Dafür können wir Ihnen heute nur aus ganzem Herzen danken. Im Dekanat habe ich in Fako-Protokollen aus den Jahren 1973/4 erste Entwürfe und Gutachten für die Entwicklung eines Profils „Sozialgeschichte“ in Bielefeld gefunden, die zeigen, wie professionell Sie gemeinsam Ihre Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft weit über Bielefeld hinaus angegangen sind. Selbst wenn die sogenannte „Bielefelder Schule“ von außen homogener gewirkt haben mag als von innen, so bin ich doch beruhigt, quellengesättigt sagen zu dürfen: Offensichtlich war nicht alles Kampf.

Lieber Herr Wehler, nun stehe ich abschließend vor dem Dilemma, dass ich Ihnen für die Zukunft gerne mehr friedliche Gelassenheit wünschen würde, um die reichen Früchte Ihrer über alle Maßen beeindruckenden Lebensleistung genießen zu können. Ich fürchte jedoch, dass wäre Ihnen auch heute noch zu „alternativkulturell pazifistisch“. So wünsche ich Ihnen stattdessen das richtige Maß an aufregender Unruhe und dass Ihnen die Kampfeslust nicht abhanden kommen möge. Wogegen sich diese allerdings richten sollte, darüber können wir dann ja nochmals diskutieren ...

Impressionen der Veranstaltung



Renate Wehler und Hans-Ulrich Wehler

PROF. DR. MANFRED HETTLING

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Geschichte lernen auf S 3. Vom Nutzen und
Nachteil eines geschichtswissenschaftlichen
Studiums in Bielefeld



Manfred Hettling

Geschichte lernen auf S 3. Vom Nutzen und Nachteil eines geschichtswissenschaftlichen Studiums in Bielefeld

Als ich zum ersten Mal nach Bielefeld kam, schluckte ich: von einer bayrischen Universität kommend erblickte ich an einem grauen, wolkenverhangenen Tag das Unigebäude. Es sah aus wie ein gestrandetes Raumschiff, aus einer anderen Welt gelandet. Drinnen sah es besser aus, die übliche universitäre Unordnung, alles etwas schmutzig, es war – 1980 – noch die Zeit der langen Haare, der Parkas, der Jute statt Plastik-Taschen, der politischen Flugblätter von Studentengruppen in der Mensa. Ich kam wegen „der drei“ nach Bielefeld, und weil Kocka und Koselleck Freisemester hatten, konnte ich in meinem ersten Wintersemester in Bielefeld 'nur' zu Wehler. Dass es auch noch andere Historiker hier gab zu den dreien, lernte ich aber bald – auch zu schätzen. Der Erfolg der akademischen Sozialisation, die intellektuelle und mentale Prägung, die man als Student hier bekommen konnte, beruhte nicht zuletzt auch darauf, dass es ein mehr oder weniger homogenes Spielsystem gab. Es gab eben, um es in der Sprache des Fußballs zu formulieren, nicht nur die international bekannten Führungsspieler, sondern ein gemeinsames übergreifendes Verständnis von Ballbehandlung (Argumentation), Spielaufbau (Theorie) und Spieltaktik (Diskussion).

Mein erster persönlicher Kontakt zu Hans-Ulrich Wehler war etwas banal: ich wollte bei der Sekretärin nach einem Termin fragen, um mit dem Professor sprechen zu können, da ich sein Seminar besuchen wollte. So hatte ich das an meiner früheren Universität gelernt. Sie jedoch, von ihrer IBM-Kugelkopfschreibmaschine kaum aufblickend, erwiderte: „Ist er nicht da? Gehen Sie doch rein.“ Tief Luft holend ging ich also eine Tür weiter. Ich stellte mich kurz vor und äußerte den Wunsch, mich für sein Hauptseminar anmelden zu wollen. „Kommen Sie halt einfach“, lautete die Antwort, „alles weitere besprechen wir in der ersten Sitzung“. Und der Blick und die Hände beschäftigten sich wieder mit den Karteikästen auf seinem Tisch. Etwas irritiert ging ich wieder raus – aber ich schluckte schon deutlich weniger. Bielefeld war jedenfalls anders als Regensburg, wo ich zuvor studiert hatte.

I. Erfahrungen

Die Zeit der Rückblicke auf Bielefeld hat ja schon vor längerem begonnen, bisher aber eher von außen.¹ Mit diesen Interpretationen, Heroisierungen und Entheroisierungen von außen ist man als Beteiligter selbstverständlich nicht zufrieden. Und so werde ich jetzt den ‚Fehler‘ begehen, mich zuerst einmal auch als Zeitzeuge zu äußern, und damit die bei Historikern selten beliebte Rolle des „ich war dabei“ einzunehmen. Das, was einerseits „Bielefeld“ bis in die neunziger Jahre zu etwas Besonderem gemacht hat, mit besonderen Chancen, Formierungen und Deformierungen; und was andererseits – wie meine Frau mir gegenüber

immer behauptet, was ich dann abstreite – die besondere Prägung mit spezifischen Bindungen, Blindstellen und Marotten im ‚Wehlerclan‘ ausmacht, will ich jetzt in fünf Punkten beschreiben.

1. Wehlerseminare und das Kolloquium (von Wehler und Kocka) stellten sich als ein Kosmos der Geschichtswissenschaft dar, mit einer geradezu universalen Gegenwart von Personen und Werken. Das meint: auch in jedem Seminar wurde ganz selbstverständlich auf unterschiedliche Autoren (auch konkurrierende, auch diejenigen, die Wehler kritisierte) verwiesen, in den Kolloquien (Freitags 16–18 Uhr bei Wehler und Kocka, dienstags ab 20 Uhr bei Koselleck, donnerstags ab 18 Uhr bei der Vormoderne) und auf den Tagungen und bei den Vorträgen im ZiF konnte man nach und nach fast alle die Historiker sehen und hören, über die Ulli Wehler im Seminar lobend, kritisch, lästernd sprach, Geschichten erzählte – und vor allem den Ansatz erklärte und ihre Position einordnete. Das animierte ungemein, auch Texte dieser Personen, die man redend und diskutierend erleben konnte, zu lesen.

In Bielefeld öffnete sich mir und anderen damit gewissermaßen eine imaginäre Akademie und Bibliothek der Geschichtswissenschaft, die aus drei Ebenen bestand. Es begann erstens mit einer materiellen Dimension, der quasi rund um die Uhr geöffneten wirklichen Bibliothek, die als Präsenzbibliothek geradezu zum Schmökern am Regal einlud, in der es wunderbar leicht war, irgendwo zu lesen anzufangen, und Hin- und Verweisen im wahrsten Sinne des Wortes nachzulaufen, indem man den Zeitschriftenaufsatz oder das Buch dann gleich aus einem anderen Regal griff, sich setzte, blätterte, las. Die zweite Ebene, nur ein oder zwei Stockwerk höher, war imaginär, indem mit der Vermittlung durch Wehler (und auch die anderen Lehrenden) in den Seminaren auf Autoren, Werke, Ansätze, Kontroversen hingewiesen wurde und wie selbstverständlich vorausgesetzt wurde, dass man sich als Student auch in diesem imaginären Raum bewegen könne, indem man liest und danach damit im Seminar argumentiert. Die dritte Ebene, manchmal eine Krönung, manchmal eine herbe Enttäuschung und verbunden mit Desillusionierung, bestand in der realen Präsenz von Personen in Vorträgen und Tagungen.

Drei Beispiele mögen das veranschaulichen. Alle drei wurden nicht als ungefragt zu übernehmende, zu kopierende Vorbilder vermittelt, sondern als intellektuelle Angebote in der aktuellen Geschichtswissenschaft, zu denen man sich verhalten müsse. Es gab wohlwollende bis bissige Erläuterungen und Vorstellungen, die durchaus den Charakter eines *sapere aude* hatten: Lies es, mach Dir Deine Gedanken, und lass uns darüber diskutieren. Ohne dass Ulli Wehler seine eigene Meinung versteckt hätte. Wahrscheinlich hing es vom Zuhörer ab, ob er das als abschreckend und beeinflussend wahrnahm, oder als Aufforderung, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Die Chance zur intellektuellen Anregung, die darin lag, war jedenfalls immens. Zu diesen ersten Autoren, Büchern und Kontroversen in Bielefeld gehörten für mich damals etwa Edward P. Thompson, Carlo Ginzburg (Der Käse und die Würmer) und die Protoindustrialisierungsdebatte.²



2. Kontroverse Debatte als Vermittlungsprinzip. Dieser Kosmos war heterogen – es gab unterschiedliche und gegensätzliche Meinungen, das war entscheidend. Dem Meister nach dem Munde reden war langweilig, auch für ihn – das konnte erkennen, wer es nur wollte. Im Seminar etwa legte Wehler einen Gang zu, wenn man ihm widersprach. Nicht, dass er Kritik abgewiesen hätte, weil er sie als Infragestellung seiner Autorität empfunden hätte, ganz im Gegenteil. Nicht, dass er einem recht gegeben hätte, das verbot sein inneres Ethos. Aber die Entwicklung des Gegenarguments, das Beziehen einer eigenen Position, der Widerspruch und das intellektuelle Gegenhalten – das wurde anerkannt und gewürdigt. Insofern ist eigentlich der Begriff der „Debatte“ der Grundbegriff, der beschreibt, wie Veranstaltungen ablaufen bzw. ablaufen sollten.³

Seine Frage lautete immer: „Was ist der überlegene Entwurf?“ Und wenn er selber durchaus eine Antwort hatte, war die Auseinandersetzung darüber wichtiger als die bedenkenlose Zustimmung. Wenn man wo lernen konnte, dass diskutiert wird, um Argumente zu entwickeln, auszutauschen und abzuwägen und dass dadurch auch die eigenen Position geschärft werden kann und „besser“ wird, dann hier. Dazu gehörte auch das Grundprinzip: es zählt das Argument, und nicht das Amt, oder eine irgendwie begründete Autorität des Sprechers. Auch wenn man in der Diskussion unterlag (das ist schon typisch bielefelderisch formuliert, wie ich oft zu hören bekomme ...), so entstand doch das Ethos, nicht ohne Argument unterzugehen – und man konnte es ja beim nächsten Mal wieder versuchen.

Manchmal denke ich, Wehlers Bemühungen, in den 1990er Jahren die Diskussion über Kulturgeschichte in Gang zu setzen entstand aus dem Wunsch heraus, eine intensive Debatte führen zu können, eine „lebhaftes Kampfsituation“ erleben zu können. Nur passten die Spielregeln der Teilnehmer nicht so richtig zusammen, wollten sich die anderen nicht so richtig darauf einlassen.

3. Theorie. Theorie war natürlich das Bielefelder Zauberwort. Es bezeichnete zum einen den Anspruch, zu reflektieren und zu explizieren, was man als Historiker macht, und es war die Grundlage für den Anspruch, erklären zu können.⁴ Ich bewundere bis heute uneingeschränkt Ulli Wehlers Fähigkeit, ganz unterschiedliche theoretische Positionen aufzunehmen und erfassen zu können, sie innerhalb ihres geistigen Horizontes verorten und diskutieren zu können. Das fängt mit den Kontroversen in den 60er Jahren an, sowohl den historiographiegeschichtlichen (etwa zu und über Kehr), die immer auch Auseinandersetzungen über die richtige Art, Geschichte zu betreiben, waren, den programmatischen – und zugleich proklamatorischen und fachpolitischen – Texten zur Sozialgeschichte und der Debatte über die „Herausforderung“ der Kulturgeschichte.

Wehlers Theoriebeiträge waren und sind nicht Lehrgebäude (keine „Kritik der reinen Sozialgeschichte“ à la Kant oder keine „Grundlinien der Gesellschaftsgeschichte“ à la Hegel sollte je geschrieben werden), sondern Angebote, sich offen und sehr kontrovers darüber zu verständigen: was gewinnt man damit, und was bekommt man damit nicht. Insofern war es

immer 'Theorie in pragmatischer Absicht'. Das war die Funktion der internen Diskussionen im Kolloquium, es diente der Exploration von Möglichkeiten und dem abwägenden Durchspielen von Möglichkeiten. (Ich konzediere dabei: es gab parallel eine weniger offene Diskussion über Theorie und Ansätze, die eher schriftlich ausgetragen wurde und die Wahrnehmung von außen mehr beeinflusst hat; in dieser Wahrnehmung spielten fachpolitische und fachstrategische Ziele und Positionskämpfe eine deutlich größere Rolle.)

4. Welterklärung. Mit Anfang 20 fand ich die umfassende politische Welterklärung, die in der „politischen Sozialgeschichte“ enthalten war, äußerst attraktiv. Man stand auf der richtigen politischen Seite – und die Seiten waren damals auch politisch noch viel einfacher und eindeutiger zu trennen als heute. Deshalb hatte es auch einen besonderen Reiz, einer historischen Deutung, einer Schule zu folgen, sich ihr zuzuordnen, die zum Teil explizit, zum Teil implizit mit dem Anspruch antrat, zu zeigen wie es eigentlich hätte sein sollen. Dieser politische Bias wurde offengelegt, wobei eine Diskussion noch aussteht, wie sehr der politische Anspruch auch die theoretischen und begrifflichen Voraussetzungen der historischen Sozialwissenschaft geprägt und damit Erkenntnismöglichkeiten beeinflusst hat.

Der Aufstieg und die Popularität der historischen Sozialwissenschaft hing ja damit zusammen, dass „Gesellschaft“ seit den 60er Jahren zum Begriff geworden war, der politische Deutung versprach. Vermutlich war die Bedeutung dieses politischen Anspruchs für das Binnenleben weit geringer als für die Wahrnehmung von außen. Die Popularität und der Stellenwert von Hans-Ulrich Wehler in der bundesdeutschen Öffentlichkeit hingen ja auch an seiner Welterklärungs- und politischen Deutungskompetenz und seinen polemischen Artikeln im Monat, in der ZEIT, in der FAZ etc. Das forderte er von uns, den 'Jüngeren' immer, sich dem auch zu stellen – doch außer Paul Nolte ist ihm hier niemand gefolgt (und auch nicht unbedingt in der politischen Stoßrichtung). Als politisch sich äußernder Historiker hat er insofern nicht „Schule bildend“ gewirkt – sicherlich nicht zu seinem Vergnügen.

5. Lehrer-Schüler-Beziehung. Es so zu formulieren, ist ein Anachronismus, er lehnte und lehnt es bis heute als altzopfig, als falsche Hierarchien assoziierend und als fürchterlich traditionalistisch ab. Sein Credo lautete immer: „Es sind doch alles erwachsene Menschen an der Universität“.

Es gab wohl zwei deutlich zu unterscheidende Phasen von Ulli Wehler als akademischem Lehrer. Die erste – in der ich meine Diss. geschrieben habe – ist eher als „kollektiver Stil“ zu charakterisieren (anders formuliert: die Sozialhistorie in Bielefeld war das Team, in das man eintrat). Es gab die Seminare und Kolloquien, den Kontakt als Hilfskraft mit ihm und dabei und darüber hinaus vor und nach Vorträgen, Veranstaltungen etc. unendlich viele Gespräche – aber für meine Arbeit hatte ich meine Ruhe. Ganz wenige strategische Überlegungen wurden gemeinsam diskutiert, ansonsten konnte ich mit anderen Doktoranden, mit 'Mittelbauern' wie Josef Mooser diskutieren. Ich empfand das als Freiraum, der es ermöglichte, Sachen auszuprobieren, neue und andere Wege zu gehen. Nicht zuletzt war das auch wichtig,



um offener und ungeschützter sprechen zu können, um freier auch unfertige, vage, unausgegrenzte Ideen formulieren und auch wieder verwerfen zu können. Denn trotz der ostentativ verworfenen äußeren Autoritätsgesten wirkte die geistige und persönliche Autorität disziplinierend: widerlegt zu werden, war, wie erwähnt, nicht ehrenrührig. Undurchdacht zu sagen, sich der Unkenntnis bloßzustellen, schon. Man hätte es sich ja anlesen können ...

Die intellektuelle Rückbindung erfolgte vor allem durch den gemeinsamen Bezug im Kolloquium: was wurde dort diskutiert, wie argumentierte man, wie trat man auf. Auf diese indirekte Art konnten sich Professor und Doktorand – „Meister“ und „Schüler“ – beobachten und die gegenseitige Entwicklung wahrnehmen. Man kommunizierte intensiv, aber man seine eigenen Wege – ja, den eigenen Weg zu finden, das war das Ziel.

Der Erfolg von Ulli Wehler als sehr prägender intellektueller Figur lag meiner Erfahrung nach darin, intellektuell präsent zu sein, ohne inhaltliche Dominanz zu fordern. Er nahm die dominierende Position durchaus ein – wenn man ihn liebte. Eine Scheu, Führung zu übernehmen, hatte und hat er ja nicht. Allerdings zum Glück auch keinen Ehrgeiz, Proselyten zu machen oder einen großen Hofstaat zu pflegen. Insofern basierte das Verhältnis auf persönlichem Vertrauen, einem Versprechen von Gleichrangigkeit (das enorm anspornte), einer habituellen Prägung in unterschiedlichem Ausmaß – aber keiner Jüngerschaft.

In den 1990er Jahren, nach dem Weggang von Kocka und Koselleck, gab es im Rahmen der Nationalismusgruppe ein deutlich engeres Verhältnis – aber das wird Vito Gironda darstellen.

II. Nutzen und Nachteil ...

Jeder hat sein Bild von der Bielefelder Historie – Wunschphantasien oder Schreckbilder über einen in den 1970er und 80er Jahren mythischen Ort. Für mich kommt er immer noch einem Idealbild von Universität nahe, das aber heute aus der Erfahrung meines universitären Alltags im Jahr 2012 fast schon so weit zurückliegt wie die Berichte über das Heidelberg Max Webers und die Ziegelhäuser Landstraße Nr. 17. Doch wir selber sehen ja das Leuchten der Sterne noch immer, auch wenn sie schon lange verglüht sind. Das klingt schon kulturpessimistisch – und da ist der Griff zu Nietzsche naheliegend.⁵ Worin also lag der Nutzen und Nachteil, in Bielefeld bei Hans-Ulrich Wehler Historiker geworden zu sein? Welcher Historiker – in Nietzsches Kategorien, die in Auseinandersetzung mit dem Historismus formuliert wurden – war er, und zu was konnte man bei Hans-Ulrich Wehler werden?

Nietzsches zweite Unzeitgemäße Betrachtung liest sich – entgegen gängigen Erwartungshaltungen – stellenweise wie ein Vorbild zu Wehlers Polemiken gegen die traditionelle Geschichtswissenschaft aus den 1970er Jahren. Die Verpflichtung gegenüber dem „Leben“ findet sich bei beiden, das vergisst man leicht (bei Wehler heißt das dann „politische Stellungnahme“ oder Intervention des Historikers in die Gesellschaft). Nietzsches

drei Arten der Geschichte, die antiquarische, monumentalische und kritische, stellen indes keine sich ausschließenden Alternativen dar, sondern werden von ihm als jeweils gleichermaßen notwendige und berechtigte Zugänge entwickelt.

Am wenigsten konnte man bei Wehler zum monumentalen Historiker werden. Das überzeitlich Besondere, die Ausrichtung auf Vorbilder und Tröster, die Identifizierung mit den Großen und Mächtigen, dafür gab es keine Anfälligkeit. Auch von „Resignation“, die Nietzsche als Nährboden für die monumentalische Historie beschreibt, ist er frei. Und wenn die Konzentration auf Effekte und das Ausblenden von Ursachen, das Täuschen durch Analogien als Kennzeichen benannt werden, ist der Unterschied erst recht klar.⁶ Man könnte geradezu sagen, Nietzsches Beschreibung des Monumentalischen und Wehlers Kritik der Kulturgeschichte ähneln sich typologisch und argumentativ.

Dass man nun bei Ulli Wehler – der seinen Briefwechsel leider sehr konsequent entsorgt hat, nicht ohne Kollateralschäden – nicht wirklich zum antiquarischen Historiker allein geworden ist, erscheint plausibel. Dennoch sollte man erstens nicht vergessen, dass der Rückgriff auf die empirische Wirklichkeit, der Rückbezug auf die Quellen, genuin zum Programm gehörte. Vor allem aber definiert Nietzsche den antiquarischen Historiker ja durch das Bewahrenwollen des Bestehenden. In diesem Sinne ist Wehler – je länger die Bundesrepublik dauert – auch zum antiquarischen Historiker geworden, der „die Bedingungen bewahren will, unter denen er entstanden ist“. Das prägt etwa den Band fünf der Gesellschaftsgeschichte, seine Darstellung der DDR, oder auch seine – berechtigte – Kritik an der EU-Politik gegenüber der Türkei.

Schließlich die kritische Historie. Klar, kann man denken, das ist es. Die „kritischen Studien“ belegen es ja schon im Titel. Und eine „kritische, das heißt richtende und verurteilende Historie“, ist Ulli Wehler oft attestiert worden. Sicherlich zu recht – doch ist auch hier ein genaueres Lesen Nietzsches hilfreich. Der kritische Historiker muss – so Nietzsche – „die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen, und aufzulösen, um leben zu können“.⁷ Die lebensbiographische Verarbeitung der NS-Erfahrung und des Bruchs von 1945 motivierten zu einer kritischen Haltung, und diese Bedingung fehlt den später Geborenen – uns – zum Glück.

Insofern, und damit möchte ich schließen, sind wir Jüngeren vermutlich viel weniger kritisch und wohl deutlich mehr antiquarische Historiker geworden. Ohne uns das eingestehen zu wollen, schließlich wollen wir als in Bielefeld sozialisierte Historiker kritisch sein. Aber die kritische Historie ohne die „innere Not“ führt nur dazu, dass sie zur Attitüde wird, oder zur ideologischen Stellungnahme. Und ohne die innere Freiheit verbleibt sie in einem juste milieu des gerade akademisch Üblichen.

Das kann man negativ als Epigontum beschreiben – ich ziehe jedoch das Bild von Zwergen auf den Schultern von Riesen vor, das ambivalenter ist und schmeichelnder.⁸ Schließlich muss man Riesen auch erkennen können, und steht man auf ihnen, kann man auch in unterschiedliche Richtungen blicken und seine eigene Perspektive wählen. Diesen Standort und diese Freiheit des Blicks habe ich hier gelernt. Die große Gabe von Ulli Wehler



besteht darin, das zu vermitteln und es als Selbstverständlichkeit darzustellen. Dafür danke ich – sicherlich auch im Namen der anderen Zwerge, der anwesenden und abwesenden – sehr herzlich.

1 Sonja Asal und Stephan Schlak (Hg.), Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage, Göttingen 2009.

2 Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jh., Berlin 1980. Es war das erste von mir in Bielefeld gekaufte Buch, obwohl – oder weil – Wehler vor der latenten Romantisierung der Unterschichten und der ‚Wahrnehmung‘ warnte, die darin enthalten sei.

3 In der durchaus auch polemisch gefärbten Fachdiagnose von 1979, die Wehler in Habermas’ „Stichworten zur geistigen Situation der Zeit“ 1979 geschrieben hat und in welcher scharf konservative Autoren attackiert werden und politische Urteile wie selbstverständlich neben wissenschaftlichen stehen, findet man auch den Satz „In einem positiven Sinn ist die Historikerschaft heterogener geworden“ (752) und das Plädoyer für „regulierten Konflikt“ (753).

4 Und die Selbstverständlichkeit des theoretischen Anspruchs und des theoretisch geleiteten und begründeten Arbeitens wurde von allen geteilt – das wurde auch auf dem S 2-Flur (die integrierte PH und damit die Geschichtsdidaktik) und dem S 4-Flur (wo die Vormoderne konzentriert war) gleichermaßen getragen; von historischer Sozialwissenschaft und von Koselleck in analoger Weise.

5 Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: ders., Nachgelassene Schriften 1870–1873 (KSA 1), München 1988, 243–334.

6 Ebd., 259, 262.

7 Ebd., 264, 269.

8 Robert K. Merton, Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit (1965), Frankfurt 1983; auch das ein Buch, das einem im Bielefelder Kosmos greifbar nahe kam, in diesem Falle durch Koselleck.

Impressionen der Veranstaltung



DR. VITO GIRONDA
UNIVERSITÄT BIELEFELD

Von Bologna nach Bielefeld.
Persönliche Reminiszenzen



Vito Gironda

Von Bologna nach Bielefeld. Persönliche Reminiszenzen

Als ich gebeten worden bin, einen Rückblick über meine Zeit bei Hans-Ulrich Wehler zu geben, habe ich sofort zugesagt. Kurz danach aber kam die Phase des Nachdenkens. Es war vor allem das Nachdenken über die Schwierigkeit, in der Kürze eines Vortrages die Bedeutung und die Rolle Wehlers als akademischem Lehrer darzustellen. Sie alle wissen, dass die Aufgaben eines Wissenschaftlers im universitären Bereich im Wesentlichen durch die beiden Komponenten Lehre und Forschung bestimmt werden. In diesem Spannungsfeld bewegt sich jeder Einzelne. Hans Ulrich Wehler war gerade der akademische Lehrer schlechthin, der stets die Verbindung von Lehre und Forschung formulierte und dieses Postulat auch im Lehrbetrieb an der Universität Bielefeld umsetzte.

Nun, ist die Suche nach einem akademischen Lehrer immer mit der intellektuellen Anregung verbunden, die von dem Lehrer ausgeht. Bei mir war es eine geglückte Mischung aus dem wissenschaftlichen Interesse und dem Zufall. Mein wissenschaftliches Interesse wuchs sehr früh auf. Seit den 1980er Jahre wurden die Arbeiten von Wehler und anderen Vertretern der sog. Bielefelder-Schule ins Italienische übersetzt. Sie übten für einige unter uns Studierenden der Universität Bologna eine spezifische Ausstrahlung aus. Vor allem war es die Idee einer kritischen Geschichtswissenschaft und der damit verbundenen politischen Aufklärungsarbeit, die uns faszinierte. Außerdem schien es uns, dass sie sozioökonomische Kategorien verwendeten und dies war uns „politisch“ sehr sympathisch.

Wie immer im Leben spielte aber der Zufall eine große Rolle. 1992 besuchte ich in meinem dritten Semester das Seminar zur „Geschichte des 20. Jahrhunderts“ bei Mariuccia Salvati. Zugleich nahm ich an einer von Carlo Ginsburg beim Gramsci Institut mitorganisierten Arbeitsgruppe zur europäischen Geschichtswissenschaft teil. Irgendwann bekam ich die Aufgabe, über die neuen Entwicklungen in der deutschen Geschichtswissenschaft zu referieren. Ich stellte die deutsche Sozialgeschichte vor und sagte dabei, dass die Bielefelder Historiker sehr interessant seien. Ehrlich gesagt, ich sagte etwas anderes bzw. ich benutzte mit Sicherheit das Adjektiv „interessant“, aber gleichzeitig formulierte ich einige kritische Positionen, die für Irritationen und weitere Diskussionen sorgte. Ich sagte damals, dass die Bielefelder Historiker in ihren konzeptionellen Überlegungen keine klare Linie verfolgen. Damals schien es mir, dass die Bielefelder in der Verwendung zentraler Kategorien wie z. B. „Bonapartismus“, „Sozialimperialismus“, „Organisierter Kapitalismus“ oder „Klassenbildung“ viel zu eklektisch waren. Ich hatte den Eindruck und sagte das auch, dass die Bielefelder den jungen Marx falsch gelesen oder besser gesagt ihn halbiert hatten; während sie den Marx des Kapitals überhaupt nicht verstanden hätten. Zugegeben: Viele Jahre später erkannte ich die Vorzüge eines methodischen Eklektizismus. Wohlgemerkt, damals als junger und politisch engagierter Student bevorzugte ich eine Geschichtswissenschaft, die Deklassierung und Unterdrückung zum Gegenstand historischer Analyse machte. Ich fand deshalb den programmatischen Ansatz von Hans Ulrich Wehler und Jürgen Kocka (den ich herzlich begrüße) interessant, aber nicht so spannend wie die Perspektive eines Eric Hobsbawms.

Wie auch immer, ein paar Wochen später wurde ich vom Kollegium der Bolognaner Professorenschaft gebeten, nach der Fakultätssitzung im Vorzimmer des Direktors zu erscheinen. Ich hatte mir dabei nichts gedacht. Als Salvati und Ginsburg kamen, gab es nur ein kurzes Gespräch. Sie sagten: Nächstes Semester wirst Du nach Bielefeld zu Wehler gehen. Darauf antwortete ich, dass ich die deutsche Sprache nicht kenne, aber sie ließen sich von meinen Zweifeln nicht beeindrucken und fügten nur lapidar hinzu: „Du wirst die Sprache lernen müssen.“ Somit begann meine Migration in die Provinz, oder wie unser Jubilar sagen würde, somit begann die Siedlung in der ostwestfälischen Steppe. Einmal in Bielefeld angekommen verstand ich zwei Sachen sehr schnell.

Erstens: Eine „Bielefelder Schule“ im Sinne einer homogenen Kaderschmiede gab es nicht. Die naive Vorstellung, dass es eine Gruppe von Wissenschaftlern gab, die unter der Leitung von Hans Ulrich Wehler im Grundsatz dogmatisch die theoretischen Prämissen der Historischen Sozialwissenschaft verinnerlicht/habitualisiert hatte, erwies sich als Fehleinschätzung. Stattdessen herrschte in der Fakultät eine große Heterogenität, und das war auch gut so. Dennoch wissen wir alle, dass der Mythos der Bielefelder-Schule als zugeschriebener Zustand in der historischen Zunft eine polarisierende Wirkung gehabt hat.

Zweitens: Was ich in Bielefeld erlebte, war ein besonderes Klima, das zum einen durch die Lust und Freude an wissenschaftlicher Auseinandersetzung geprägt war. Zum anderen war es ein Klima, in dem ein starker leistungsorientierter Impetus herrschte. Die 1990er Jahre waren die Zeit der lauten Debatten um die kulturgeschichtlichen Herausforderungen. Wie sie alle wissen, scheute sich Wehler selbst auch nicht, in seinen Schriften eine klare Stellung zu beziehen. Wir kennen die Kritikpunkte, die er in den 1990er Jahren an der neuen Kulturgeschichte formuliert hat: ihren angeblichen „naiven Entdeckungseifer“, die „Individualismusexzesse“ sowie die These, dass die „Neue Kulturgeschichte“ eine „apolitische Grundhaltung“ annehme, d.h. sie gesellschaftliche und ökonomische Phänomene verdränge. Ich habe dabei eine Grundsatzdebatte erlebt, die viel differenzierter und vielseitiger war, als normalerweise angenommen wird. Es ging nicht primär darum, irgendwelche „Verteidigungsstrategien“ gegen den kulturgeschichtlich erhobenen Anspruch, aus ihren Perspektiven heraus den Gesamtzusammenhang historischer Verhältnisse und Entwicklungen zu erfassen, zu entwickeln. Natürlich wurde ein solcher Anspruch, der im Grunde den Gesellschaftsbegriff durch den Kulturbegriff zu ersetzen vermag, als eine Art von Gegenmodell gesehen und zum Teil auch so verstanden. Man musste sich auch nicht verteidigen. Vielmehr ging es darum, das Argument zu betonen, dass sich Geschichtswissenschaft an der je gegenwärtigen Wirklichkeitsauffassung zu orientieren habe und dementsprechend war die Gesellschaft auch in den 1990er Jahren eben der dominante Wirklichkeitsbereich. Nichtsdestotrotz war es Wehler selbst, der uns dazu ermutigte, die fundamental wichtigen Fragen der Neuen Kulturgeschichte ernst zu nehmen und Schritt für Schritt zu beantworten. Retrospektiv kann man sagen, dass im Grunde Wehler sich dessen bewusst war, dass die Sozialgeschichte bis dato die wirklichkeitsprägende Kraft von Weltbildern, Sinndeutung und „kulturellen Traditionen“ durch die Akteure unterschätzt hatte. Und er gibt das auch zu!



Man sollte die Habilitationen und Dissertationen, die bei Wehler entstanden sind, genau betrachten, um die Vielseitigkeit der Diskussion zu verstehen. Sowohl die historische Bürgertumsforschung als auch die Nationalismusforschung bezeugen m.E. eine gelungene Verbindung von Kultur- und Sozialgeschichte. Alle diese Studien optierten für eine notwendige Integration kulturgeschichtlicher Ansätze in die Sozialgeschichte. An einem Punkt haben viele andere niemals gezweifelt, und zwar an der Tatsache, dass jede Form von Sinnkonstruktionen und Gesellschaftsdeutung weder als sozial konstitutiv noch als sozial bestimmt verstanden werden darf. Vielmehr ist davon auszugehen, dass, wenn Vorstellungen, Ideen und Diskurse auf politischen, ökonomischen, institutionellen Kontext formend zurückwirkten, sie immer strukturelle und prozessuale Bedingungen hatten. Das ist und bleibt meiner Meinung nach der Kern des gesellschaftsgeschichtlichen Forschungsstandes.

Jenseits dieser Diskussion bleibt die Ausgangsfrage zu beantworten. Welche Lehre ziehe ich aus meiner Zeit als Student und später als Doktorand bei Wehler. Ich möchte versuchen dies mit einer Fußballmetapher zusammenzufassen. Im Fußball kann man durchaus mit neuen Systemen experimentieren; man kann schnell und durch ein direktes Passspiel in die tiefen Räume eindringen und dadurch Torchancen ermöglichen. Das ist alles sehr schön und gut, aber reicht das für den Gewinn eines Titels? Ich glaube es nicht! Für den Gewinn eines Titels braucht man die gleichen Voraussetzungen, die auch für die Wissenschaft gelten. Ohne eine große Überzeugungskraft, ein stabiles Gerüst von Ideen, System und Durchsetzungskraft sowie die Solidität der angewandten Methode kann man das Halbfinale und wenn das Glück mitspielt sogar das Finale erreichen. Was aber am Ende wichtig ist und in Erinnerung bleibt, ist wer den Titel gewonnen hat. Für diejenigen, die nicht am Fußball interessiert sind, kann man dies politisch mit den Worten von Helmut Kohl zusammenfassen: „Am Ende zählt, was hinten rauskommt!“

Zum Schluss seien mir zwei kleine persönliche Anmerkungen erlaubt: Erstens: Lieber Ulli vor 10 Jahren hatten wir ein Büchlein „Die Bibliotheca Wehlerina“ geschrieben und dabei hatten wir eine Vielzahl von Wünschen geäußert, was wir von Dir lesen wollen. Ich bin nun aufgefordert worden, Dich noch mal daran zu erinnern. Die Themen sind dir bekannt. Wie du immer sagst: Jedes Projekt muss zum Abschluss gebracht werden. Zweitens: Ich möchte etwas sagen, was ich längst öffentlich hätte sagen sollen. Neben Hans Ulrich Wehler ist eine andere Person, die dazu beigetragen hat, uns, und damit meine ich mich und Anita, das „merkwürdige“ Land Deutschland besser verstehen zu lernen. Diese Person ist Renate Wehler. Liebe Renate, lieber Ulli von mir und Anita *un grazie di cuore*.

Impressionen der Veranstaltung



PROF. EM. DR. PETER LUNDGREEN
UNIVERSITÄT BIELEFELD – GÖTTINGEN

„Leistung aus Leidenschaft“ –
ein Modus informeller Dominanz.
H.-U. Wehler und 25 Jahre
Bielefelder Fakultätspolitik



Peter Lundgreen

„Leistung aus Leidenschaft“ – ein Modus informeller Dominanz. H.-U. Wehler und 25 Jahre Bielefelder Fakultätspolitik

Als die Vorbereitungen für den heutigen Festakt im vergangenen Jahr anliefen, hat mich der damalige Dekan, Uwe Walter, gebeten, einen Rückblick zu werfen auf Hans-Ulrich Wehlers fakultätspolitische Rolle. Ich habe dieser Bitte sofort und gerne entsprochen, war dann – wie wir alle – bestürzt über Wehlers schwere Erkrankung, freue mich nun umso mehr, dass Du, lieber Uli Wehler – wir kennen uns seit 1970, seit Deiner kurzen Zeit als Professor in Berlin – wieder gesundet an Deck bist und den heutigen Festakt doch noch möglich machst.

H.-U. Wehler und 25 Jahre Bielefelder Fakultätspolitik – wie gehe ich vor? Mein Rahmen wird abgesteckt durch die Leitfrage nach den universitätsgeschichtlichen Bedingungen, die dem großen Einzelnen eine dominierende Rolle ermöglichen. Ich frage sodann nach dem Modus solcher Herrschaft und bestimme ihn bei Wehler als Modus informeller Dominanz, getrieben von „Leistung aus Leidenschaft“. Diese These entfalte ich – in der gebotenen Kürze – mit drei Punkten: (1) Strukturpolitik; (2) Personalpolitik; (3) Produktivität und Profilbildung.

Universitäten gehören zu den ältesten Institutionen der westlichen Welt, blicken auf etwa 800 Jahre Geschichte zurück, sind – im Lichte der sie ständig begleitenden Kritik und Reformdiskussion – gleichsam auf unerschütterliche Dauer gestellt (von zeitweiligen externen, politischen Eingriffen einmal abgesehen). Dauer schließt Wechsel, besser: Überlagerung der Modi interner Willensbildung, der Herrschaftsverfassung ein. Drei wirkmächtige Modi seien benannt: (1) die korporative Verfassung der alten Ordinariuniversität; (2) die ständische Verfassung der Gruppenuniversität; (3) die bürokratische Steuerung von Lehre und Prüfung an der Massenuniversität. In keinem dieser drei Wirkungskreise mit ihren spezifischen Imperativen ist Handlungsspielraum vorgesehen für den großen Einzelnen, den Leitwolf, den Spielführer. Oder doch? Es gibt den Kairos, und sein Zauberwort heißt „Gründung“. Nach aller Erfahrung ist es schwerer, bestehende Institutionen zu verändern als neue zu gründen. Der Raum dafür ist zwar ideell nicht leer, aber die Rücksicht auf immer schon vorhandene Personen mit ihren überkommenen Interessen/Privilegien limitiert noch nicht die Optionen. Hier schlägt die Stunde der überragenden Gestalter: des Reformers vom Schlage Schelsky, des Rektors vom Schlage Grottemeyer, der – meist erstberufenen – Gründungsprofessoren auf Fakultätsebene, so Koselleck und Wehler für die Bielefelder Geschichtswissenschaft. Obwohl nicht dem Gründungsausschuss angehörend, hat kein anderer die Fakultät stärker geprägt als Wehler, eine Aussage, die nicht der Ironie entbehrt, wenn man bedenkt, welche eher untergeordnete Rolle der große Einzelne im Konzept der Gesellschaftsgeschichte spielt. Ein beherrschender Einfluss? Ich will ihn, in gut Wehlerscher Manier nach Punkten gegliedert, ansprechen mit der Bielefelder Fakultätspolitik aus Bezugspunkt.

1. Strukturpolitik

Der (seit 1965 amtierende) Gründungsausschuss hatte schon vor der Berufung Wehlers nach Bielefeld eine wissenschaftspolitische Entscheidung für das Profil der Bielefelder Geschichtswissenschaft getroffen: sich nicht an der reinen Ereignisgeschichte zu orientieren; nicht die traditionelle Politik- und Geistesgeschichte in das Zentrum zu rücken; überkommene hermeneutische Zugriffe zu ergänzen durch sozialwissenschaftliche Methoden. Das war noch eine eher negative Abgrenzung, ließ Raum für konkurrierende Konzeptionen unter dem Rubrum Sozialgeschichte. Frisch berufen, nutzte Wehler diesen Raum seit 1971 und setzte das Programm einer „Geschichte als Historische Sozialwissenschaft“ durch, in dieser Akzentuierung eine Gewichtsverlagerung zu Lasten der historisch-hermeneutischen Orientierung. Insider wissen, dass sich dahinter Auseinandersetzungen zwischen Koselleck und Wehler verbergen, auf die hier und heute nicht näher einzugehen ist. Neues ins Leben zu rufen geht selten ohne Geburtsschmerzen ab. Im Stil Dynamik mit Schnelligkeit, Schärfe mit Charme verbindend, gelang es Wehler, die „Bielefelder Schule“ – wie man wenig später bereits sagte – zu begründen, fakultätspolitisch und in historischer Perspektive sicherlich die wichtigste Weichenstellung. Niederschlag hat sie gefunden in den Prioritäten der errichteten Lehrstühle angesichts wie immer begrenzter Ressourcen, insbesondere in dem umstrittenen Verzicht auf Kunstgeschichte und Archäologie.

2. Personalpolitik

Die Konstruktion der – 1973 formell gegründeten – Fakultät für Geschichtswissenschaft sah (und sieht) den Epochenschwerpunkt in der modernen Geschichte vor, und zwar dergestalt, dass die beiden zentralen Lehrstühle für „Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ sowie für „Sozialgeschichte“ aufs Engste miteinander kooperieren sollten – eine ideale Voraussetzung für den jährlichen Wechsel von Forschung und Lehre, wie er im Gründungskonzept der Bielefelder Reformuniversität vorgesehen war. Die Besetzung des – in Deutschland damals neuartigen – Lehrstuhls für Sozialgeschichte war unter diesen Bedingungen von herausragender Bedeutung. Das Ergebnis ist bekannt; mit dem damals 32-jährigen Jürgen Kocka gewann Wehler (für 15 Jahre) den idealen Sparringspartner in einem Hochleistungszentrum, gewann die Bielefelder Schule ihre gleichgewichtige zweite Gründungsfigur, einen ihrer langjährigen, eloquenten und engagierten Repräsentanten.

Die struktur- und personalpolitischen Entscheidungen der frühen 1970er Jahre zeigen Wehler vielleicht auf dem Höhepunkt seines beherrschenden Einflusses. Man kann diese Meinung teilen, wenn man die Integration der PH in die Universität (1980) betrachtet. Mit der vom Rektorat verfochtenen und durchgesetzten Fach-zu-Fach-Integration konnte Wehler sich nicht einverstanden erklären; sie verletzte in seinen Augen das korporative Recht der Selbstergänzung (über Berufungsverfahren) und, schlimmer noch, das universitäre Prinzip der Leistungsauslese über die Habilitation. Als wenig später fiskalische Restriktionen zum Abbau von Stellen (kw für künftig wegfallend) nötigten, insistierte Wehler denn auch, freilich nicht nur er, auf einer schrittweisen Rückabwicklung der personellen Integration.



3. Produktivität und Profilbildung

Das mühsame Arbeiten auf der Ebene, in den Zwängen der Gruppenuniversität, ihren Gremien, ihrem großzügig-enervierenden Umgang mit Zeit – das war nicht Wehlers Welt. Seine informelle Dominanz, soweit sie denn reichte, speiste sich aus drei Quellen: ausgezeichnete Beziehungen zu Rektor und Kanzler seit der Gründungszeit; Vorbereitung von anstehenden Entscheidungen in Vier-Augen-Gesprächen und in den Beratungen der „Schwarzen Zelle“ – so die selbstironische Bezeichnung der Professoren als Statusgruppe; schließlich und hauptsächlich – dies meine These – die herausragende, heute sagen wir: die exzellente Produktivität als Forscher und Autor. Wehler als das – manchmal furchteinflößende, anstrengende – Arbeitstier; der Leistungssportler im Feld der Geschichtswissenschaft. Leistung, wohlgemerkt und wie wir mal gelernt haben, als Arbeit pro Zeit; Produktivität, also auch Schnelligkeit, nicht nur Produktion.

Dass Wehler diese seine Gaben, diese Leidenschaft, nicht nur in den Dienst seiner fünfbandigen „Gesellschaftsgeschichte“ gestellt hat, sondern der Fakultät zugute kommen ließ, verschaffte ihm den großen Einfluss, den er lange Zeit genossen und für die Forschungspolitik der Bielefelder Geschichtswissenschaft nutzbar gemacht hat. Man denke an Großunternehmen wie den SFB zum Bürgertum (seit 1986), an das GK zur Sozialgeschichte von Gruppen, Klassen und Eliten (seit 1988), an die Forschungsgruppe zur Nationalismusforschung (seit 1992). Profilbildung also, nicht nur auf der konzeptionellen und programmatischen Ebene, sondern anregend und attraktiv für eine beeindruckende Anzahl empirischer Arbeiten, zugleich die Qualifizierung einer ganzen Kohorte jüngerer Sozialhistoriker (im weitesten Sinne): Bielefelder ante portas, so der – nicht immer günstig gestimmte – Eindruck von außen.

Überhaupt die Außenwahrnehmung! Wie anders sollte eine Fakultät mit ihrem prominentesten Mitglied denn umgehen können als ihn die Rolle des Primus spielen lassen? Fachwissenschaftlich ist hier Geschichte und Gesellschaft als Zeitschrift der Bielefelder Schultradition zu nennen (seit 1975), mit strenger peer review der eingereichten Artikel, nicht orthodox, sondern geöffnet auch für Kritiker, dann für die Vertreter neuer, stärker kulturgeschichtlicher Ansätze. Ebenso ist zu verweisen auf die Kritischen Studien, eine auch unternehmerisch sehr erfolgreiche, inzwischen auf 200 Bände angewachsene Reihe von einschlägigen, vielfach in Bielefeld entstandenen Monographien.

Noch stärker und breiter öffentlichkeitswirksam wird Wehler freilich als public intellectual wahrgenommen, als jahrzehntelanger linksliberaler Kommentator und Kritiker zeitgenössischer politischer Positionen, wenn angezeigt, auch der SPD die Leviten lesend, als lustvoll-streitbarer Teilnehmer an großen Kontroversen. Exemplarisch vermag er vorzuführen, wie sehr eine begründete Urteilsbildung gewinnt, wenn sie sich von der historischen Perspektive inspirieren lässt. Gerade auch in dieser Hinsicht hat Wehler auf Dauer mit Leben erfüllt, was im Vorspann zur ersten Studienordnung von 1974 emphatisch in Worte gefasst, selten aber so paradigmatisch eingelöst worden ist: „Die Geschichtswissenschaft kann nicht von den sozialen Zusammenhängen absehen, in denen sie selber steht, von denen sie bedingt wird und auf die sie einwirkt. (...) Es gehört zu den Aufgaben des Historikers

und auch des folgenden Studiengangs, diesen vielfältigen Zusammenhang zwischen geschichtswissenschaftlicher Arbeit und gegenwärtiger Gesellschaft kritisch zu reflektieren und bei der Auswahl der Themen zu berücksichtigen.“

Ein Jahr später, 1975, erschien das erste Heft von Geschichte und Gesellschaft. Im Vorwort haben die Herausgeber den gleichen Zusammenhang programmatisch formuliert: „In Geschichte und Gesellschaft soll der Zusammenhang wissenschaftlicher Forschung mit der gesellschaftlichen Praxis Gegenstand beständiger Reflexion sein. (...) Wird die Gesellschaft als veränderbares Ergebnis historischer Prozesse und Entscheidungen, als Resultat genutzter und versäumter Möglichkeiten analysiert, kann Geschichte als Historische Sozialwissenschaft auch einen wichtigen Beitrag zur Selbstaufklärung der Gegenwart leisten und vernünftiges Handeln von Individuen und Gruppen erleichtern. Sie kann dann daran mitwirken, humane Formen des menschlichen Zusammenlebens zu entwerfen, zu erarbeiten und zu bewahren.“ Hier fassen wir, universitätsgeschichtlich gewendet, eine Einheit von Lehre und Forschung, die der Bielefelder Geschichtswissenschaft das zeitgemäße Profil gab; sie begründete den Ruf der Fakultät, und ihr Exponent war Hans-Ulrich Wehler, sichtbar geblieben bis zum heutigen Tage, auch wenn inzwischen eigentlich kein Platz mehr vorgesehen ist für den großen Einzelnen an einer Fakultät, die ihrer Gründungsphase längst entwachsen ist, viel größer und heterogener geworden, einen Generationswechsel durchlaufen hat. Wir gratulieren Hans-Ulrich Wehler zu seiner Lebensleistung und beglückwünschen die Fakultät zu der Strahlkraft seines Wirkens.

PATRICK BAHNERS

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

Laudatio

Ungedruckte historiographische Quellen zur
Frühgeschichte der Bielefelder Schule zum
achtzigsten Geburtstag von Hans-Ulrich Wehler



Patrick Bahners

Ungedruckte historiographische Quellen zur Frühgeschichte der Bielefelder Schule zum achtzigsten Geburtstag von Hans-Ulrich Wehler

(Vorbemerkung: Patrick Bahners präsentierte als Kern seiner Laudatio die Produkte eines literarisch-historiographischen Spiels: 'neu entdeckte' Partien aus Geschichtswerken bekannter Autoren von der Antike bis ins Neunzehnte Jahrhundert. Sie werden hier ohne die gesprochenen einkleidenden, notwendig konventionelleren Teile präsentiert, gleichsam in Wehler'scher Askese konzentriert auf die Substanz und zugleich als Erinnerung daran, dass jede Epoche ihre eigene Redeweise pflegte und pflegt, einen Mann der Rede zu charakterisieren.)

Tacitus, Germania, Kapitel 47

Für Frauen gilt das Trauern als schicklich, für Männer das Erinnern. Deshalb werden bei den Germanen schon die jungen Männer ermutigt, den Mund aufzumachen, wenn darüber beraten wird, welche Taten der Vorfahren gerühmt und welche vergessen werden sollen. So bringt das Reden über alten Streit neuen Streit hervor, der die Lebensgeister des Gemeinwesens stärkt, wie einst in der Zeit der Freiheit in Rom. Wer sich als Jüngling in der Versammlung durch eine scharfe Zunge hervortut, wird von einem Älteren eingeladen, ihm die Tasche voranzutragen. Das ist bei ihnen die Mannestoga, die erste Ehre des Jugendalters. Es ist keine Schande, im Gefolge gesehen zu werden, und es herrscht ein lebhafter Wettstreit, einesteils unter den Gefolgsleuten, wer den ersten Rang bei seinem Lehrer habe, andererseits unter den Lehrern, wer das zahlreichste und tatkräftigste Gefolge. Der Weiseste unter den Lehrern Germaniens hielt seine Versammlungen in der von Claudius zur Kolonie erhobenen Stadt der Ubier ab. Ihn hatte der Wechsel des Kriegsglücks vom Strand der Ostsee ans Ufer des Rheins versetzt. Der Kräftigste aus seinem Gefolge überquerte den Rhein, vom angeborenen Freiheitsdrang der Germanen angetrieben, und scharte im Land der Cherusker Gleichaltrige um sich, die ihn wie einen Älteren ansahen, und ein Heer von Jungen. Kühneres überliefern auch unsere Annalen nicht als die Tat dieses Mannes: den Söhnen des Arminius zu sagen, dass die großen Männer so groß gar nicht gewesen seien und jederzeit kleiner als das versammelte Volk. Durch Aufbegehren gegen die Toten ist er ein großer Mann geworden.

Otto von Freising, Vita Johannis Udalrici

Im Jahre 2702 nach Gründung der Stadt Rom, 1949 nach der Fleischwerdung des Herrn, 4 nach der Höllenfahrt des Verführers versammelten sich die Fürsten und Edlen aller Stämme

der abendländischen Hälfte des Reiches in der Stadt Bonn im Sprengel des Erzbischofs von Köln, um den Deutschen einen Kaiser und einen König zu geben. Nachdem der allerfrömmste König Konrad aus dem Stamm der Franken und der nicht ganz so fromme Kaiser Theodor aus dem Stamm der Schwaben gewählt worden waren, riefen sie die jungen Männer und Frauen aus dem ganzen halben Land zu einem Turnier auf der großen Festwiese am Rhein. In edlem Wettstreit in allen blutlosen Künsten wollte die Jugend des Volkes dem allmächtigen Gott danken für die Erlösung von Krieg und Zwangsherrschaft. Also flogen sie gleich Adlern herbei, die mit erster, noch ungebrochener Manneskraft gesegneten Recken. Nicht Schulter an Schulter in braunem Wams marschierten sie, sondern ein jeder trug bunt geflicktes Zeug am Leib und nahm seinen eigenen Weg, so dass es ein Wunder war, dass sie am festgesetzten Tag, dem Sonntag, an dem man Miserere mihi singt, allesamt in Bonn zusammenkamen.

Als erster schritt Hans-Ulrich durch das Koblenzer Tor, der in aller Frühe in Gummersbach aufgebrochen war. Ihm eilte niemand voraus, nur sein Ruf, denn er hatte in diesem Jahr schon die Wettläufe in Wuppertal, Bensberg, Remscheid, Wermelskirchen, Velbert, Mettmann, Hückeswagen, Wipperfürth und Radevormwald gewonnen. Gottes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Hans-Ulrich, aber Gottes Fuß versetzte dem Knappen Werner, der aus Gevelsberg herbeigerannt war, einen Tritt, so dass dieser Werner um eine Nasenlänge vor Hans-Ulrich das Ziel nach achthundert Halbmanneslängen erreichte. Kaiser Theodor aber in seiner Weisheit gewährte nicht nur dem Sieger seine Huld, sondern befahl, dass man auch Hans-Ulrich vor ihn bringe. Er reichte ihm die Hand und sprach: „So, und nun lauft mal schön weiter für die Republik.“ Hans-Ulrich bewahrte alle diese Worte in seinem Herzen, und als er wieder daheim in Gummersbach angelangt war, sagte er zu seinen Sportsfreunden: Wahrlich, ich will lieber der Erste in der Provinz sein als der Zweite in der Bundeshauptstadt.

Friedrich Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Nachkriegs

Das schreibmaschinenhämmernde Säkulum war schon heraufgezogen, als großherzige Bürger von Köln sich vereinigten, um die hohe Schule ihrer Stadt ins Dasein zurückzurufen. Alle Kraft des guten Willens konnte nicht vereiteln, dass auch der Geist der Dunkelmänner ins städtische Leben heimkehrte. Denn wahr ist es, auch in unser Zeitalter sind noch manche barbarischen Überreste aus den vorigen eingedrungen. Wie nach dem ersten verlorenen Krieg, so nach dem zweiten: Alles wiederholt sich nur im Leben. Unter so vielen vortrefflichen jungen Männern, welche dieserhalb nicht an der moralischen Welt verzweifelten, gebührt Hans-Ulrich Wehler der erste Platz. Wo helle Köpfe einander fanden, hatte er das Licht entzündet. Das große weite Feld der allgemeinen Geschichte erkor er sich zum besonderen Gebiet seines Forschens. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, darum wollte Wehler mit Aufzeichnungen zur Geschichte Amerikas das Recht erwerben, Vorlesungen zu halten. Obgleich ein Zögling Theodor Schieders, der für den wichtigsten Mann im Senat und die mächtigste Stütze des Rektors galt, erhielt er Mitteilung, wonach das Kollegium der Professoren ihm das Abenteuer auf dem Katheder zu verwehren entschlossen sei. Einer, der



es gut mit ihm zu meinen vorgab, empfahl ihm den Rückzug: Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Trotzig versetzte Wehler, so werde er eben ein neues Buch niederschreiben. Sein Entschluss stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könne, durch Wühlen in dreihundert Archiven sein Heil versuchen. Solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. Genugtuung schaffen sollte dem Abgewiesenen der erhabene Stoff schlechthin: der Fürst von Bismarck und das von des Fürsten List beschaffte chimärische Länderpfund jenseits der Meere. Es war nichts Geringes, was Wehler jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Nichts Geringes war es, eine herrschende, durch lange Verjährung befestigte, durch Staatsfrömmigkeit geheiligte Meinung in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines wissenschaftlichen Idols, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Treue, die in der Brust des Deutschen für den Gründer des Reiches so laut und so mächtig sprachen, mit gewaltiger Hand zu vertilgen. Ein Kopfschütteln der Befremdung ergriff jedes Mitglied des Komitees, dem die Fakultät die Prüfung der Schrift übertragen hatte. Nicht allein dem Werk wandten die Professoren ihr Augenmerk zu, vielmehr auch dem Verfasser. Das ganze Betragen des Kandidaten wurde mit beißender Kritik von ihnen gemustert, sein Freimut in Erinnerung gebracht, die Klagen fauler Studenten über seine grenzenlosen Forderungen zu Hilfe gerufen, seine politische Treue verdächtig gemacht und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Die Herren berieten über einen Weg, sich Wehlers zu entledigen. Tiefes Geheimnis umhüllt dieses in zweifachem Verstande schwarze Komplott.

Wehler wurde aufgegeben, vor der Fakultät über die Kriegswissenschaft des Generals Clausewitz Vortrag zu halten. Eine halbe Stunde lang redete der Examinand, drei halbe Stunden lang häuften die Professoren Fragen auf Fragen, ein Aggregat von Bruchstücken, das nie den Namen einer Wissenschaft verdienen würde. Über Wallensteins Physik und über Einsteins Kriegskunst wurde Wehler verhört. Gegen allen Unfug und allen Widerspruch verfocht er sein System: die Fortsetzung der Politikgeschichte mit anderen Mitteln. „Schlachten hat man genug erforscht“, antwortete er denen, die ihn zur Unterwerfung ermunterten. „Es ist Zeit, einmal einer anderen Methode zu folgen.“ Ein so fortgeführter Trotz, eine so beispiellose Geringschätzung aller Signale des Dekans, eine so vorsätzliche Vernachlässigung der Konvention erhielten schließlich ihren Lohn in der Ermattung des Feindes. Die Türen wurden geschlossen, die Stimmen wurden gezählt. Zweimal hatte die Fakultät Wehler fallengelassen, jetzt nahm sie ihn auf. Über eine so seltsame Art zu habilitieren verwunderte sich die ganze gelehrte Welt, wie billig; die Kölner entschuldigden sie als einen landüblichen Gebrauch und fanden an dem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als dass man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte.

Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im zwanzigsten Jahrhundert

Der neue Radikalismus, der jetzt, ohne die Spitzen unserer Bildung zu berühren, in der Jugend und den Mittelklassen überhandnahm, war undeutsch vom Wirbel bis zur Sohle. In Frankreich wuchs ein junges Geschlecht heran, die blutigen Greuel der Revolution waren vergessen, alle Welt sprach wieder von der Glorie der Bastillestürmer, und in dies Selbstlob der Franzosen stimmte eine Schar von Deutschen begeistert ein. Was jetzt als neueste politische Weisheit aus Frankreich herüberkam, war für uns aber im Grunde nur ein Anachronismus, ein frischer Aufguss jener durch Max Weber und Eduard Bernstein längst wissenschaftlich überwundenen materialistischen Gesellschaftslehre, welche die Herstellung der Freiheit von einer proletarischen Revolution erwartete. Die Bewunderung des Salonmarxismus wirkte nur verwirrend und betörend; sie entfremdete unsere Jugend der Republik, sie raubte ihr die Ehrfurcht vor den Helden der Sozialdemokratie, sie verdarb ihr das Verständnis für die vorhandenen Anfänge einer historisch-kritischen Marx-Interpretation, sie vergiftete die ohnehin mächtige Missstimmung unter der Regierung der Großen Koalition noch künstlich durch die revolutionären Schlagworte und den maßlosen Theorglauben der Nachbarn.

Die jungen Deutschen, die in den Bannkreis dieser französischen Anschauungen gerieten, wussten kaum, dass die gesammelten Werke von Marx und Engels in den Regalen der Universitätsbibliotheken standen. Als die Flammen der revolutionären Leidenschaft in die Hörsäle schlugen, trat in jenen gebildeten Kreisen, die sich als die Träger der öffentlichen Meinung fühlten, eine Unsicherheit des sittlichen Urteils ans Licht, die zu den traurigsten Verirrungen unserer neuen Geschichte zählt. Die meisten Professoren, kraft Amtes zur öffentlichen Darstellung des als richtig Erkannten verpflichtet, traten der wüsten Frechheit nicht entgegen. Diejenigen Angehörigen des Lehrkörpers, die den Anfängen der studentischen Bewegung einige Anteilnahme zugewandt hatten, zogen sich angeekelt zurück, statt die Abwendung von gesunden Grundsätzen der geistigen Erneuerung auf den Begriff zu bringen. Ordinarien von konservativer Gesinnung, die so lange über Haltung und Pflichtgefühl dozierten, wie am Gebrauch solcher Wörter kein Risiko haftete, beugten sich der Gewalt. In der Kölner Universität aber nahm Hans-Ulrich Wehler, der seine Existenz noch nicht durch eine amtliche Stellung gesichert wusste, die lärmenden Aufrührer kühlen Kopfes beim Wort und setzte ein Seminar zu den Quellen des Marxismus an. Da enthüllte sich wohl schon in der ersten Versammlung, dass die von phantastischem Tatendrang berauschten Jünglinge die französischen Kommentare so wenig zu studieren gedachten wie die deutschen Urschriften. So blieb die Schwärmerei für die Ideen der Franzosen, wie bisher noch jedes Mal in der von plötzlichen Umschwüngen gegliederten Geschichte unseres vaterländischen Geistes, eine Mode.

Sie fiel zusammen mit dem dritten großen Aufschwung des nationalen Bildungswillens nach der Freilegung der Idee der Universität im Zeitalter unserer klassischen Philosophie und der Eroberung des Tatsachenwissens der ganzen Welt unter dem Schirm des letzten Hohenzollern. Nun hielt es den Bauernsohn nicht mehr auf der Scholle, die Tochter des



Fabrikarbeiters nicht mehr beim Strümpfstricken. Ursprüngliche Volkskraft brach sich Bahn in dieser prächtigen Jugend. Ihrer Wissbegierde Richtung und Ziel zu weisen – diese Aufgabe setzte ein ganzes Geschlecht eifriger Lehrer, die selbst soeben erst ihre Studien zum Abschluss gebracht hatten, in Lohn und Brot. Die Lehrer ihrerseits empfangen ihre Richtlinien vom Staat. Unglücklich fügte es sich, dass mit der Verfertigung der Lehrpläne im Übermaß gerade solche Männer beauftragt wurden, die sich während der großen Verwirrung der Geister an die doktrinären Gedankenspiele verloren hatten. Ein Erbübel der deutschen Geschichte ist es, dass die Einzelstaaten die Aufsicht über Schulen und Hochschulen an sich gerissen haben. Dem Gesamtstaat bestreiten sie das Recht, die vornehmste nationale Aufgabe, die Volkserziehung, nationaler Erledigung zuzuführen. In der Enge des Sonderlebens der Bundesländer zeugt pfäffischer Ungeist sich fort. Der strenge Geruch, der dem Bittsteller auf der Amtsstube eines Kultusministeriums in die Nase steigt, kommt von den vermoderten Federn des Reichsadlers her. Es musste der Sache der Bildung zum Unheil ausschlagen, dass der französische Geist der rationellen Bureauherrschaft in den Museen der abgestorbenen deutschen Libertät Asyl erhielt. Per Dekret sollte in mehreren Ländern wenige Jahre nach der Abwehr der Revolution von 1968 der Todesstoß gegen den Volksggeist geführt werden. Als hätte es der Staatskanzler Metternich aus dem Grabe diktiert, wurde die Geschichte aus dem Unterricht der höheren Lehranstalten verbannt. Zum Staatsbürger, so bildete man sich ein, könne der Schüler geformt werden, ohne auf Teilnahme an den Kämpfen der Vorfahren Zeit zu verschwenden. Allein, die herbe Frucht der Selbsterkenntnis pflückt nur, wer auf den Baum der Erinnerung klettert. Nicht durch Schielen nach Vorbildern, sondern nur durch gründliche Erforschung ihres historischen Schicksals können die Deutschen herausfinden, wer sie sein wollen, dieses schon von Tacitus als zwiespältig dargestellte Volk. Bis auf den heutigen Tag sind sie gespalten: in Westdeutsche und Ostdeutschen, in Katholische und Evangelische, in Männer und Frauen, in Handballfreunde und Fußballfans.

Jürgen Girgensohn hieß der ruchlose Minister, der im größten der Bundesländer den Befehl zur Austreibung der Geschichtslehrer unterzeichnete. Hans-Ulrich Wehler hieß der furchtlose Historiker, der den Widersinn öffentlich sezierte, den die Beamten in Düsseldorf dem Minister aufgeschrieben hatten. Er schreckte auch davor nicht zurück, sich eines publizistischen Organs zu bedienen, das bei manchen seiner politischen Freunde im Ruf einer bundesrepublikanischen Kreuz-Zeitung stand. Die Intervention war siegreich: Das nach der Schablone gebildete Nordrhein-Westfalen hat den Rheinländern und den Westfalen die Neugier auf ihre gemeinsame Geschichte nicht nehmen können, der Bielefelder Schule gehen die Schüler nicht aus. In der bewussten und gewollten Einseitigkeit der Grundgedanken lag gerade die Stärke von Wehlers Büchern; denn wer in den Zeiten großer vaterländischer Kämpfe ganz unbefangen und leidenschaftslos zu bleiben vermag, der verdient nicht sie zu erleben. Das schlanke, für den akademischen Unterricht bestimmte Taschenbuch über das deutsche Kaiserreich zwang auch die kleinmütigen Kollegen, fortan mit ihrem politischen Urteil nicht mehr ängstlich hinter dem Berge zu halten, und erhob den tapferen Verfasser für einige Jahre zum verehrten politischen Führer unserer Gelehrtenwelt.

Ein Menschenalter nach der auf die Ministeriumsflure umgeleiteten Revolution von 1968 drangen Frankreichs Ideen wieder über den Rhein hinüber. Noch einmal legten die beweglichsten Denker des jungen Deutschland die schwarzwollenen, den Hals einschnürenden Uniformen der Existenzphilosophen an. Der Kultus der sogenannten Ideen von 89 erfuhr freilich keine Wiederbelebung. Nun war Ohnmacht die Parole, die man Michel Foucault nachbetete, dem Cartesius der Gegenaufklärung. Aus dieser fieberisch erregten und doch altersschwachen, epigonenhaften Literatur wurde als letzter Schluss der Philosophie referiert, dass Philosophie in gleichem Maße machtlos und gewalttätig sei. Das Gepolter war so sinnlos, dass man kaum noch wusste, was eigentlich ernst gemeint sei, und eben hierin lag die Gefahr. Wehler wollte nicht untätig bleiben. Wie er die marxistischen Seminarrevolutionäre durch Pflichtlektüren in die Flucht geschlagen hatte, so las er nun alles von Foucault – zur Sicherheit zweimal. Als Exerzium innerwissenschaftlicher Askese verstand er diese Klausur in der Dunkelkammer der Suhrkamp-Kultur. Seine Lesefrüchte brachte er als handlichen Traktat unters Volk. Nichts hatte er gefunden, das auf Erfahrung gestützt war, nichts, das Voraussetzungen offenlegte, nichts, das Nachprüfung aushielt. Ein für allemal impfte der Apostel der geistigen Volksgesundheit den betrüblicherweise höchst wetterfühligen deutschen Sinn gegen den welschen Verführer. Die vermeintlich objektive Archäologie Foucaults entpuppte sich als Grille jenes von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren Esprits, der mit den Dingen spielt, ohne sie zu beherrschen. Der deutsche Kritiker dagegen gebietet über die Sprache Luthers, die allezeit die Sprache des Freimuts und des wahrhaftigen Gemütes geblieben ist. Sie nennt die Sünde Sünde, den Fehler Fehler und das Nichts ein Nichts. In Luthers Bibel hat Wehler den Wahlspruch für die Arbeit seines Lebens gefunden: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel.“ Wäre doch jeder Verwalter eines deutschen Lehrstuhls bei Stimme und bei Verstand wie Hans-Ulrich Wehler, der Hutten redivivus.

Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Deutschland

Wenn nun dieser Antrieb zur höchsten Ausbildung der Persönlichkeit zusammentraf mit einer wirklich mächtigen und dabei vielseitigen Natur, welche sich zugleich aller Elemente der modernen Bildung bemeisterte, dann entstand der „allseitige Mensch“, welcher keineswegs ausschließlich Italien angehört. Geradezu den Typus jener Gewaltmenschen vertritt Hans-Ulrich Wehler. Er strömt in all seinen Schriften eine Fülle von zwingender persönlicher Macht aus, der sich der Leser unterworfen fühlt, auch abgesehen vom Gegenstande. Welche Willenskraft setzt schon die unerschütterlich gleichmäßige Ausarbeitung der Deutschen Gesellschaftsgeschichte voraus! Bloße Kontemplation ist mit einer solchen Anlage unvereinbar. Der Autor durchdringt jedes Verhältnis nach Ursachen und Wirkungen und betrachtet alles vom Gesichtspunkt der nutzbaren Kraft aus; da ist ihm kein Studium zu mühsam. Sieht man nun auf den Inhalt, so ist in der ganzen äußeren und geistigen Welt kaum ein wichtiger Gegenstand, den er nicht ergründet hätte und über welchen seine



Fußnoten nicht die dichteste Bibliographie böten. Offenkundig ist ihm die Fähigkeit eigen, sich nach Belieben auf eine Sache zu konzentrieren und dann ebenso zu einer andern überzugehen. Daher erscheinen ihm die Dinge einfach, während sie uns höchst kompliziert erscheinen und einander gegenseitig stören. Wo wir konfus werden, da wird er erst recht klar.

In allem, was Lob bringt, war Hans-Ulrich von Kindheit an der erste. Von seinen allseitigen Leibesübungen und Turnkünsten wird Unglaubliches berichtet, wie er mit geschlossenen Füßen seinem Kameraden Jürgen Habermas über die Schultern hinwegsprang, wie er im Kölner Dom einen Ball emporwarf, bis man ihn oben an den fernen Gewölben anschlagen hörte, wie die wildesten Motorroller unter ihm schauderten und zitterten – denn in drei Dingen wollte er den Menschen untadelhaft erscheinen: im Gehen, im Handballspielen und im Reden.

Zum Vorbild nahm er sich einen Vetter, der viele Orden aus dem Krieg heimbrachte, aber keine Handschuhe. Sechsmal hatte dieser sich aus einem untergehenden U-Boot gerettet, und vorher hatte er noch das Diplom des Ingenieurs erworben. Mit dem Fahrrad suchte er Handwerker und Kaufleute auf, um sie in der Kunst des Haushaltens zu unterweisen. Er wurde rasch ein reicher Mann, weil er seine Kunden klug für ein andermal machte und nicht weise für immer. So hatte sich in Deutschland inmitten der ärgsten Greuel die rationelle Behandlung der Kriegssachen behauptet. Nachdem der lodernde Fanatismus des politischen Hasses jäh erloschen war, suchte sich die auf bürgerlichem Wege erworbene Geschicklichkeit des Ingenieurs neue Zwecke. Am Beispiel des Veters hat Wehler in seinen Erinnerungen – nur ein Fragment – die Charakterform dieser ausgemusterten Offiziere bestimmt: „Diese Leute platzten vor Energie, endlich ohne Kugeln beweisen zu können, was sie wirklich konnten.“ Es versteht sich von selbst, dass eine höchst intensive Willenskraft eine solche Persönlichkeit durchdrang und zusammenhielt. Wie Leon Battista Alberti hätte der Prediger der sparsamen Betriebsführung sagen können: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen.“

Als fahrender Skolast lernte Wehler alle Fertigkeiten der neuen Welt, indem er Schweißer, Tankwarte, Autoverkäufer und Tellerwäscher um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Mit bloßen Händen erarbeitete er sich auf amerikanischem Boden die Voraussetzungen und das Gefühl der Selbständigkeit. Daheim ging er dem Vetter zur Hand, als sie auf den Marktplätzen Stimmen für die junge Partei der Freien Demokraten warben. Unter dem mit der Druckerpresse vervielfältigten Porträt Walter Scheels, des Sultans der Jungtürken, stritt Wehler für die Sache der Individualität, die er mit Leib und Seele zur Darstellung brachte.

Der bisher geschilderten Entwicklung des Individuums entspricht auch eine besondere Art von Geltung nach außen: der moderne Ruhm. In Italien hatte der Kultus der berühmten Männer die Gleichheit der Stände vor dem Tyrannen oder in der Demokratie zur Bedingung. Dass in Deutschland ein Professor der Geschichte sich einen Namen weit jenseits der Kollegenkreise machen konnte, ist bezeichnend für die Neuanfänge einer allgemeinen Gesellschaft auf den Trümmern des Kasernenstaates. Als bewegliche Spielfigur in den Händen eines in ganz Deutschland bekannten Gauklers hat Wehler sogar im Guckkasten Karriere gemacht. Kaum hatte Wehler seine Lehrkanzel an der jungen Universität in Bielefeld bestiegen, machte er sich im Verein mit seinen Freunden daran, nicht nur die Lehrstühle

aller unter dem Wahlspruch einer neuen Reformation umgebauten Universitäten, sondern auch die Nischen in der Ruhmeshalle seiner Zunft zu verteilen. Er ließ ein Sammelwerk mit Lebensbeschreibungen deutscher Historiker in neun Folianten schreiben. Das Format dieser Unternehmung knüpfte an Plutarch und Cornelius Nepos an. Aber die seit Jahrhunderten gepflegte Hauptgattung des akademischen Gedenkens, die Lobrede, wurde hier zusammengebracht mit ihrem Gegenteil, jener Stilübung, an der die neue Schule der Geschichtsschreiber erkannt werden wollte: der Kritik.

Denn das Korrektiv nicht nur des Ruhmes und der modernen Ruhmbegier, sondern des höher entwickelten Individualismus überhaupt ist der moderne Spott und Hohn, der in den gleich einer Sturmwelle über die beschauliche Landschaft der historischen Studien hereinbrechenden Sendschreiben aus Bielefeld die siegreiche Form des Witzes annahm. Wo immer ein Kollege die Absicht bekundete, die Staatsaktionen auch fürderhin in alter Manier als Hauptaktionen zu traktieren, fand er sich von Wehlers giftgetränkter Feder karikiert. Wäre ihm die Aufnahme in den Professorenstand abgeschlagen worden, hätte Wehler bei der Zeitung unterkommen wollen. Wirklich konnte er die Hintergedanken, die er den der neuen Doktrin opponierenden Historikern unterschob, mit derselben pikanten Phantasie ausmalen, mit der das heutige Frankfurter Feuilleton das So zum Anders und das Nichts zum Etwas verkünstelt.

Von Bielefeld aus hielt Wehler das ganze gelehrte Deutschland in einer Art Belagerungszustand. Auch in der gelehrten Republik sollte die geheime Politik der Kabinette mit ihren Manipulationen der Leserschaft der ganzen und unbedingten Publizität weichen. Periodisch lässt er seine Briefe und Artikel zusammen drucken. Einmal griff er sogar in den Gang der nationalen Geschichte ein, als er im Gespräch mit Zeitungsschreibern den Mainzer Kurfürsten und Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands als Pfälzer Waldschrat titulierte. Das Pasquill blieb kleben; zwei Wochen später trat Kurt Beck zurück. Dass eine solche Virtuosität der Polemik eine Reaktion hervorrufen muss, wird jedermann einsehen. Wehlers Opfer wollten in der Kunst der schlagenden Nachrede hinter ihm nicht zurückbleiben. Es fehlte nicht an Dolchstichen in den Journalen der Lobredner der vergangenen Zeit, und der Reformator der deutschen Historie sah sich als Großinquisitor einer neuen Rechtgläubigkeit bloßgestellt. Nur gesteigert wurde durch derlei hartnäckige Anwürfe Wehlers Freude am geistigen Kampf, am Streit als Kunstwerk. Kein Mensch ist unverwundlich. Aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß.

■ VITA

Hans-Ulrich Wehler, geboren am 11. September 1931 in Freudenberg (Siegerland), studierte Geschichte, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Köln, Bonn und Athens/Ohio. Nach seiner Promotion (1960) und Habilitation (1968) bei Theodor Schieder in Köln lehrte er zunächst als Privatdozent in Köln, dann 1970/71 als Professor für amerikanische Geschichte an der Freien Universität Berlin. Von 1971 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1996 war er Professor für Allgemeine Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Bielefeld. Als Gastprofessor besuchte er die Universitäten Harvard (1972, 1989), Princeton (1976), Stanford (1983/84) und Yale (1997).

Wehler gilt als einer der bedeutendsten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts und hat mit seinem insbesondere auf Max Weber basierenden sozialgeschichtlichen Forschungsansatz wesentlichen Anteil daran, dass die deutsche Geschichtswissenschaft seit den 60er Jahren wieder internationalen Anschluss fand. Zugleich scheute er sich nie, in aktuellen gesellschaftlichen Debatten prononciert öffentlich Stellung zu beziehen. Aus der Vielzahl seiner Veröffentlichungen wurde vor allem sein opus magnum, die fünfbandige „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“, weit über die fachwissenschaftlichen Grenzen hinaus rezipiert.



Von Links: Gerhard Sagerer, Jürgen Kocka, Renate Wehler, Hans-Ulrich Wehler, Patrick Bahners und Angelika Eppler

Herausgeber der Reihe „Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge“ ist die

Universität Bielefeld

Referat für Kommunikation

D-33615 Bielefeld, Universitätsstr. 25

Telefon: 0521. 106-41 45/46

Telefax: 0521. 106-29 64

E-Mail: pressestelle@uni-bielefeld.de

Redaktion

Referat für Kommunikation

Fotos

Norma Langohr

Gestaltung

Peter Hoffmann

© Grafik | Design, Universität Bielefeld, 2014

Druck

Druck und Medienhaus

Hans Gieselmann GmbH & Co. KG

